

Veronika Hoffmann

Wechselseitige Herausforderung

Die Theologien und die anderen „religionsbezogenen“ Wissenschaften

Die Zeit der großen Namen in der Theologie sei vorbei, heißt es.¹ Und manchmal kann man den Eindruck gewinnen, die wissenschaftliche Debatte werde derzeit statt von großen Theorieentwürfen von Fragen der Studienreformen, der Steuerungsmechanismen der Wissenschaft und der zunehmenden Belastung bei abnehmenden Ressourcen beherrscht. Freilich hat Bernd-Jochen Hilberath kürzlich davor gewarnt, die alten Zeiten zu verklären und die neuen zu verteufeln.² Könnte es also etwas an diesen „neuen Zeiten“ geben, das sich nicht nur als beklagenswerter „Zeit(un)geist“, sondern auch als „Zeichen der Zeit“ lesen ließe?

Dieser Frage soll in der Lektüre eines Gutachtens nachgegangen werden, das der Wissenschaftsrat Ende Januar 2010 herausgegeben hat. Mit seinen „Empfehlungen zur Weiterentwicklung von Theologien und religionsbezogenen Wissenschaften an deutschen Hochschulen“ verfolgt der Wissenschaftsrat eine durchaus weitreichende Zielsetzung, wie er einleitend erklärt: „Der Ort der Theologien und religionsbezogenen Fächer ist unter drei Perspektiven neu zu vermessen: (1) Auf die weiter wachsende Pluralität der religiösen Bekenntnisse in Deutschland hat auch das Wissenschaftssystem langfristig und institutionell zu reagieren. (2) Die zu beobachtende hohe Entwicklungsdynamik im Hochschulsystem – Stichworte: Autonomie der Hochschule, Exzellenzinitiative und Bologna-Prozess – führt zu einem Spannungsverhältnis zwischen wissenschafts- beziehungsweise hochschulpolitisch gewollter Veränderung einerseits und rechtlicher Fixierung des Status quo im Bereich der christlichen Theologien aufgrund staatskirchenrechtlicher Bindungen andererseits. (3) In diesem Feld besteht – wie bei vergleichbaren feldbezogenen Analysen des Wissenschaftsrates – auch ein Bedarf an wissenschaftsinterner Analyse, so zum Beispiel hinsichtlich der Verortung sowie der

Kooperation der Fächer und Teilfächer untereinander.“³ Dementsprechend lässt sich das Gutachten auch auf sehr verschiedenen Ebenen lesen. In der Öffentlichkeit wurde vorrangig der Vorschlag wahrgenommen, eine Ausbildung von Imamen an den deutschen Universitäten zu installieren; in den christlichen Theologien, soweit ich sehen kann, vor allem die Empfehlungen des Papiers zur Umstrukturierung von Fakultäten und Instituten und die dazugehörigen staatskirchenrechtlichen Fragen. Die folgenden Überlegungen möchten demgegenüber andere Aspekte in den Mittelpunkt rücken und fragen, ob das Gutachten für die katholische Theologie auch ein Indikator für bereits beginnende und Herausforderung zu weiteren Veränderungen sein könnte, die nicht nur strukturelle und institutionelle Fragen betreffen, sondern auch direkt die theologische Sacharbeit und das Selbstverständnis der Theologie.

Auffällig ist zunächst, wie deutlich positiv der Wissenschaftsrat von den Fächern spricht, die er beurteilt – den christlichen Theologien, der Religionswissenschaft und den einzurichtenden oder strukturell zu stärkenden Islamischen und Jüdischen Studien. Deren Bedeutung für die Universität und die Gesellschaft wird als ausgesprochen hoch eingeschätzt, den christlichen Theologien an der Universität zudem eine „(relative) Erfolgsgeschichte“ (58) bescheinigt.⁴ Die immer wieder aufflammenden Debatten, ob die Theologie an die Universität gehöre, ob sie überhaupt eine Wissenschaft sei, werden dadurch nicht ein für allemal und gänzlich zum Schweigen gebracht werden. Aber das Gutachten stellt doch eine erhebliche Stärkung der Position der Theologien dar; es gibt ihnen Spielraum, der unbedingt genutzt werden sollte. Und so kann es als eine „Herausforderung“ im besten Sinn des Wortes gelesen werden, und zwar vor allem auch als Herausforderung zu einer erneuten und verstärkten „Kontextualisierung“ der (christlichen) Theologie. Die Zeit der großen Namen in der Theologie mag vorbei sein, aber vielleicht bedeutet das nicht, dass die Theologie sich nicht bewegt und bewegen kann. Befindet sie sich gar in einem Transformationsprozess, weil und insofern sich die universitäre Landschaft in einem Transformationsprozess befindet – und damit auch die Theologie, wenn sie sich nicht abkapseln will; einem Transformationsprozess, der bis in ihr Selbstverständnis hineinreicht? Und wenn ja, wohin geht die Reise?

Die folgenden Überlegungen maßen sich keine Grundsatzthesen

zu Stand und Zukunft der Theologie an, sondern stellen die – fragmentarischen und standpunktrelativen – Beobachtungen einer Nachwuchswissenschaftlerin dar, die darüber nachdenkt, wie sie sich als Theologin verstehen und positionieren soll und wie Forschung in den nächsten Jahrzehnten in der Theologie aussehen wird oder aussehen könnte. Die Überlegungen gruppieren sich um zwei Stichworte: „Pluralität“ und „Interdisziplinarität“.

Pluralität

Dass es nicht „die Theologie“, sondern Theologie immer nur in der Pluralgestalt verschiedener Theologien gibt, ist zunächst trivial. Die unhintergehbare Pluralität von Theologien ergibt sich bereits aus der Mehrzahl der christlichen Konfessionen und ihrer Denktraditionen. Noch grundlegender ist Theologie bekanntlich immer „kontextuelle Theologie“, ob sie sich ausdrücklich so versteht oder nicht, weil sie sich notwendig in bestimmten geschichtlichen, kulturellen, denkerischen Zusammenhängen entwickelt. Aber zumindest in der theologischen Wahrnehmung dürfte sich diese Pluralität in letzter Zeit noch verschärft und vielleicht gar zur Infragestellung bestimmter bisher festgehaltener Grenzen geführt haben. Und zwar in einer doppelten Hinsicht.

a) Die *religiöse Pluralisierung* stellt für den Wissenschaftsrat den entscheidenden Faktor für die Umstrukturierungen und Umorientierungen dar, die er empfiehlt. Sie wird nicht nur in den einleitenden Bemerkungen an erster Stelle genannt; auch die Pressemitteilung zum Erscheinen des Gutachtens am 1. Februar 2010 war insgesamt überschrieben mit: „Religiöse Pluralisierung verlangt Weiterentwicklung des theologischen und religionswissenschaftlichen Feldes“. Was mit dieser religiösen Pluralisierung in wissenschaftlich-universitärer Hinsicht gemeint ist, wird sodann am Untersuchungsfeld des Gutachtens deutlich. Denn als „religionsbezogene Wissenschaften“ werden aufgeführt: 1. die christlichen Theologien, 2. Judaistik und Jüdische Studien, 3. Islamwissenschaftliche Fächer und Islamische Studien, 4. Religionswissenschaft.⁵ Die Doppelungen „Judaistik und Jüdische Studien“ und „Islamwissenschaftliche Fächer und Islamische Studien“ weisen dabei darauf hin, dass der Wissenschaftsrat „Theolo-

gie“ im Sinn wissenschaftlich verantworteter Reflexion von Glaubenden und Glaubensgemeinschaften auf die eigene Glaubenstradition und -lehre nicht allein für das Christentum, sondern auch für Judentum und Islam in den Blick nimmt und deren (Weiter-)Entwicklung an den Universitäten fordert. Dass eine dementsprechende ernsthafte Wahrnehmung der Selbstreflexion anderer religiöser Traditionen zu einem ganz neuen Grad von theologischer Pluralität führt, ist theoretisch längst bekannt. Aber jetzt wird sie angesichts der veränderten Wahrnehmung von Religionen in der Gesellschaft unumgänglicherweise praktisch. Wenn das Gutachten des Wissenschaftsrates für eine stärkere auch institutionelle Verzahnung der „Theologien“ (im weitesten Sinn) plädiert, so durchaus mit dieser Zielrichtung.

Freilich liegen hier bekanntermaßen auch Schwierigkeiten. Das Gutachten nennt sie indirekt, wenn es die gewählte Begrifflichkeit und ihre begrenzte Passgenauigkeit reflektiert: Neben der eingeführten und unumstrittenen Rede von christlichen Theologien hat man sich bezüglich der in etwa entsprechenden Reflexionen auf jüdischer und muslimischer Seite – mit je verschiedenen Gründen – für die Bezeichnungen „Jüdische Studien“ und „Islamische Studien“ entschieden, ohne damit angesichts der Komplexität der Sachlage eine wirklich befriedigende Lösung erreicht zu haben. Das Problem macht deutlich, dass das Verständnis wissenschaftlicher Theologie an unseren Universitäten, das die christlichen Theologien entwickelt und geprägt haben, nicht das einzig mögliche, sondern ein spezifisches ist. Derzeit jedenfalls sind die Gestalten dieser Reflexion in Judentum, Christentum und Islam zum Teil deutlich verschieden.

Dass diese Pluralisierung weit über die innerchristliche Pluralität hinaus zusätzlich zu einer Vervielfältigung der kulturellen, historischen, philosophischen Kontexte führt, in denen die Theologien sich bewegen und die beachtet und zueinander ins Verhältnis gesetzt werden sollen, ist offensichtlich, macht die Lage aber nicht übersichtlicher. Aber vor allem bedeutet diese Entwicklung für die christlichen Theologien, dass sie neue Gesprächspartner an den Universitäten und neue Gesprächsebenen für den interreligiösen Dialog im Sinn einer komparativen Theologie gewinnen.⁶ Und es scheint gut möglich, dass sich auch neue Formen ausbilden werden, wie man wissenschaftliche Reflexion auf Religion aus der Innensicht des jeweiligen religiösen Bekenntnisses betreiben kann – Formen, die die christli-

chen Theologien vermutlich nicht übernehmen werden, die sie aber ihrerseits zur Reflexion anregen können.

Das führt zu der Folgefrage, ob mit dieser Pluralisierung nicht auch eine „Pluralisierung“ oder „Stufung“ der „Außengrenzen der Theologie“ einhergeht. Wolfhart Pannenberg verwies 1973 in der Einleitung zu seinem Klassiker „Wissenschaftstheorie und Theologie“ auf die Notwendigkeit der Theologie – wie jeder Wissenschaft –, auf ihr „Außenverhältnis zu anderen Wissenschaften“ zu reflektieren.⁷ Bei Pannenberg war selbstverständlich und ausschließlich die christliche Theologie (mit der Problematik einer „konfessionellen[n] Prägung und Spaltung der Universitätstheologie“⁸) im Blick. Es wird sicher auch weiterhin in vielen Fällen sinnvoll sein, von einem Innenverhältnis der theologischen Fächer zueinander und einem Außenverhältnis der (jeweils konfessionellen) Theologie insgesamt zu (allen) anderen Disziplinen auszugehen – mit Blick auf den kirchlichen Bezug wie auf Einheit und Zusammenhang der Fächer (und des Lehrangebotes) der Theologie. Aber angesichts des eben zur Pluralisierung Gesagten könnten sich zusätzlich zwei weitere Gestalten von „Innen- und Außenverhältnissen“ abzeichnen: der christlichen Theologien gemeinsam zu den anderen „religionsbezogenen Wissenschaften“ und, vielleicht noch bedeutsamer, aller Perspektiven, die aus dem Innenraum eines religiösen Bekenntnisses heraus argumentieren, gemeinsam zu den anderen Formen der Religionsforschung – in der Sprache des Wissenschaftsrats: der „bekenntnisgebundenen“ religionsbezogenen Wissenschaften zu den „bekenntnisneutralen“ (51f).⁹ Wer aber gemeinsame Außengrenzen hat, braucht der nicht auch ein gemeinsames Außenministerium oder mindestens einen Außenbeauftragten, gewissermaßen eine Vertretung all derer, die die Teilnehmerperspektive in Sachen Glaubenswissenschaft teilen? Spätestens hier wird deutlich, dass eine Neuverortung der Theologien in einem pluralen Feld religionsbezogener Wissenschaften auch erhebliche wissenschaftstheoretische (und institutionelle?) Folgen haben dürfte. Ausmaß und Richtung einer solchen wissenschaftstheoretischen Neupositionierung vermag ich freilich nicht abzuschätzen.

b) Mit dieser Überlegung zu einer *Pluralisierung der Innen- und Außenverhältnisse* komme ich zur zweiten versuchsweise behaupteten Pluralisierungsverschärfung. Die Analyse des Wissenschaftsrates umfasst ihrem Selbstverständnis nach alle „religionsbezogenen Fä-

cher“ in der soeben bereits genannten Unterscheidung in „bekenntnisgebundene“ und „bekenntnisneutrale“. Diese beiden Grundformen des wissenschaftlichen Zugangs zu Religion werden einerseits klar unterschieden (und zu Gunsten dieser Unterscheidung der Begriff der „Theologie“ für erstere reserviert, vgl. 52). Im Blick auf Judentum und Islam ist gerade die Frage auch *bekenntnisgebundener* Wissenschaft an den deutschen Universitäten ja eine der großen Herausforderungen. Andererseits geht das Gutachten aber nicht von einer Konkurrenz oder einem berührungslosen Nebeneinander dieser Forschungsformen aus, sondern von einer engen Verzahnung – und dies nicht nur im Blick auf die Islamischen und Jüdischen Studien.

Vielleicht sind die Zeiten vorbei – und es wäre gut, wenn sie vorbei wären –, in denen christliche Theologien und Religionswissenschaft unter dem Vorwurf der „Voreingenommenheit“ auf der einen und der „unangemessenen Fremdperspektive“ auf der anderen Seite hantieren und im Wesentlichen von der wechselseitigen Abgrenzung leben konnten.¹⁰ Ohne die grundsätzliche Unterscheidung von Innen- und Außensicht infrage zu stellen, bezweifelt der Religionswissenschaftler und -theologe Wolfgang Gandtke nicht nur die vorgebliche „Wertneutralität“ der religionswissenschaftlichen Perspektive, die de facto „zu einem nicht immer offen eingestandenen identifikatorischen Verhältnis mit einer vorgeblich wertneutralen, im interkulturellen Kontext aber immer fragwürdiger werdenden säkularistischen Position“¹¹ tendiere. Er fragt auch: „Könnte es im Rahmen einer interkulturellen Religionswissenschaft nicht auch einen dritten Weg zwischen distanzierter Religionslosigkeit einerseits und eindeutiger religiöser Identifikation andererseits geben, also einen Weg, der für beide Seiten offen bleibt und auf dem gleichsam ein perspektivischer Rollentausch eingeübt werden kann, der es beiden Seiten erlaubt, die jeweils andere Seite besser zu verstehen?“¹²

Damit soll nun keinesfalls dafür plädiert werden, die Unterscheidung der Zugänge – „Innensicht“/„Außensicht“, „bekenntnisorientiert“/„bekenntnisneutral“ – einfach einzuebnen. Weder Gandtke noch der Wissenschaftsrat tun das. Aber beide Überlegungen lassen darüber nachdenken, ob nicht die veränderten Verhältnisse es sinnvoll machen könnten, auch das „Außenverhältnis“ der Theologie zu „pluralisieren“, das heißt, die scheinbar klare, dichotomische (Unter-)Scheidung aufzugeben und von verschiedenen Gestalten des

Zueinanders und der Differenz der Zugänge auszugehen. Der Wissenschaftsrat zumindest fordert ausdrücklich eine stärkere Kooperation unter der Perspektive des gemeinsamen Religionsbezugs, ja quasi eine Institutionalisierung dessen, was Gandtke als „dritten Weg“ bezeichnet, in der Einrichtung von „gemeinsame[n] Zentren theologischer und religionsbezogener Forschung“ (8; vgl. 67). Und vielleicht kann auch hier das Gutachten selbst bereits zu einer Veränderung der Lage in seinem Sinn beitragen: Seine Wertschätzung „bekenntnisgebundener“ Religionsforschung könnte dieser helfen, sich aus einer Defensivhaltung zu befreien, die Kooperationen mit dem „säkularen Angreifer“ höchstens in voller Rüstung eingehen würde. Und die institutionelle Aufwertung und Stärkung der Eigenständigkeit der Religionswissenschaft, die das Gutachten ebenso empfiehlt (vgl. 86–91), könnte dem faktisch ja viel kleineren Fach mehr Freiräume und damit weniger Abgrenzungsbedarf verschaffen.

Interdisziplinarität

Wiederum muss hier offen bleiben, was das Gesagte im Einzelnen für die theologische Selbstreflexion zu bedeuten hätte, zumal das dabei mit zur Diskussion stehende Verhältnis von Theologien und Religionswissenschaften Gegenstand laufender Debatten ist, die hier im Einzelnen nicht nachgezeichnet werden können. Statt dessen sei der Blick auf den zweiten Aspekt gerichtet, der in der Lektüre des Gutachtens akzentuiert werden soll und auf den die vorangegangenen Überlegungen bereits hingeführt haben. Denn die Forderung nach mehr Kooperation und interdisziplinärer Forschung richtet der Wissenschaftsrat auch, aber nicht nur an die theologischen Teilfächer und an die vier von ihm untersuchten „religionsbezogenen Wissenschaften“ untereinander, sondern versteht sie grundsätzlicher. Im Blick auf die christlichen Theologien heißt es, sie sollten „gezielt die Kooperation mit anderen Fächern suchen. Der Forschungsbedarf ist angesichts des sozio religiösen Wandels sehr hoch. Dies gilt nicht allein hinsichtlich der Situation in Deutschland, sondern gleichermaßen mit Blick auf internationale Entwicklungen. So entscheidend der Beitrag der christlichen Theologien zur Erforschung dieser Fragen ist, so deutlich ist auch, dass dies nicht allein in Form von Einzelforschungs-

vorhaben erfolgen kann. Diese Fragenkomplexe können in Form von Forschungsverbünden bearbeitet werden“ (66).

Der Begriff der „Interdisziplinarität“ scheint zwar inzwischen manchmal zu einem wissenschaftsstrategischen Schlagwort verkommen zu sein. Die Statistiken des Wissenschaftsrates zeigen aber, dass die christlichen Theologien, die katholische Theologie zumal, noch nicht in Gefahr stehen, es an dieser Stelle zu übertreiben. Allerdings gibt es einige nur allzu bekannte Probleme.

a) *Die Frustration einer bloß einseitigen Rezeption.* Es ist ja nicht so, dass die Theologie keine außertheologische Forschung rezipierte. Ganz im Gegenteil ist mindestens in methodischer Hinsicht diese Rezeption für die Theologie sogar grundlegend, gilt doch, dass sie keine ihr „exklusiv eigenen Forschungsmethoden oder Erkenntnisweisen“ kennt, sondern „dem Methodenkanon der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften verpflichtet“ ist (52). Aber auch die Rezeption philosophischer, philologischer, historischer, soziologischer und anderer Inhalte ist in der Theologie Standard. Diese Bezugnahme stellt jedoch nicht selten eine „Rezeptionseinbahnstraße“ dar, insofern der umgekehrte Rückgriff der anderen Disziplinen auf theologische Forschung ausgesprochen gering erscheint. Zwar können die Theologien sicher nicht von einer erheblichen Mitschuld freigesprochen werden. Sie müssen sich fragen lassen, ob nicht die Wahl der Untersuchungsthemen und die Sprache ihrer Darstellung eine Neigung zeigen, im Binnenraum zu verbleiben; wie groß ihr Interesse tatsächlich ist, theologische Forschungsergebnisse „nach außen“ zu kommunizieren und sich damit vielleicht auf weniger bekanntes und unbequemes Terrain zu begeben. Aber es scheint auch, dass man sich gegenüber theologischen Fragestellungen derzeit zum Teil ein erstaunliches Maß an Rezeptionsverweigerung leisten kann.¹³ Es bleibt zu hoffen, dass das Gutachten und vor allem die von ihm genannten Faktoren, die der religionsbezogenen Forschung ein größeres Gewicht in der Gesellschaft und an der Universität geben, zumindest an der einen oder anderen Stelle einen „Gegenverkehr in der Rezeptionseinbahnstraße“ begünstigen werden.

b) Freilich ist damit einer weiteren Gefahr noch nicht automatisch gewehrt: dass theologische Einzeldisziplinen und deren Forschungsergebnisse an außertheologische Forschung andockt werden, insofern sie sich in *deren* Perspektive einordnen lassen – wie zum Beispiel

exegetische Forschungen in literaturwissenschaftliche oder theologisch-sozialethische in gesellschaftstheoretische Perspektiven –, dabei diese Disziplinen aber nicht mehr *als theologische* in den Blick kommen, und schon gar nicht im Zusammenhang mit den anderen theologischen Fächern. (Die systematische Theologie ist hier noch einmal vor besondere Herausforderungen gestellt, scheint sie doch in der Regel am wenigsten „anschlussfähig“ an außertheologische Diskurse.)

Nun ist ein solches selektives Andocken im interdisziplinären Diskurs im Prinzip so üblich wie sinnvoll. Es kommen eben in der Regel nicht Gesamtdisziplinen miteinander ins Gespräch, sondern es forschen unter einer bestimmten Fragestellung bestimmte Teildisziplinen aus verschiedenen Bereichen miteinander. Aber die Theologie darf sich dabei kein überangepasstes Hans-im-Glück-Verhalten zulegen, das den schweren Goldklumpen des theologischen Gesamtkontextes (und der Bekenntnisbindung) nach und nach gegen immer wertloseren Plunder eintauscht, weil es sich mit dem so schön leicht und beschwingt wandern lässt.

Die Schwierigkeiten, die man theologischerseits mit interdisziplinärer Forschung haben kann – und die diese zum Teil mit der Theologie hat –, sollen also durchaus nicht kleingeredet werden. Dennoch macht das Gutachten des Wissenschaftsrates unmissverständlich deutlich: Die Expertise der „religionsbezogenen Wissenschaften“, insbesondere auch der christlichen Theologien, ist wieder gefragt, und dies gerade auch in kooperativer Forschung.

Es ist kritisiert worden, der Wissenschaftsrat funktionalisiere in seinen Empfehlungen Theologie und Wissenschaft, vor allem im Blick auf die erhoffte gesellschaftliche Integrationsfunktion aufgeklärter Religiosität.¹⁴ Ob die Kritik berechtigt ist und ob gegebenenfalls eine solche Funktionalisierung an dieser Stelle nicht eine gewisse Legitimität besitzt, mag dahingestellt bleiben. Von Funktionalisierung, oder vielleicht besser: wissenschaftsstrategischem Kalkül dürfte jedenfalls manche Einbeziehung von Theologie in Verbundforschungen geprägt sein. Das kann, so mein durchaus nichtrepräsentativer Eindruck, zu einem existenziellen Desinteresse an den Fragen führen, die die Theologie genuin umtreiben, das sich aber mit einem gerüttelten Maß an Toleranz und Pragmatik paart. Statt der wissenschaftstheoretischen Grundsatzdebatte: Ist das über-

haupt echte Wissenschaft, was ihr da macht?, lautete die Frage dann deutlich schlichter: Was bringt eure Forschung meiner Forschung? Man kann das für bedauerlich niedriges wissenschaftstheoretisches Niveau halten (vor allem wenn die entscheidende Antwort auf die Frage lautet: „weitere Forschungsgelder“). Aber vielleicht liegt in dieser – zum Teil durch Rahmenbedingungen aufgenötigten – Pragmatik auch eine Chance. Vielleicht lassen sich akademische Vorurteile im Rahmen solcher konkreten Zusammenarbeit manchmal leichter auflösen als in Grundsatzdebatten. Und selbst wenn ein etwas freundlicheres Verhalten gegenüber den Theologien zunächst nur der strategischen Erwägung entspringt, dass das Thema „Religion“ derzeit ein Pferd ist, auf das man setzen kann, so gibt das der Theologie doch neue Möglichkeiten, ihre Expertise zumindest erst einmal ins Spiel zu bringen. Dann werden die im Blick auf das Problem der „Rezeptionseinbahnstraße“ angeführten Rückfragen an die Theologinnen und Theologen aber dringlicher denn je: Wie außertheologisch anschlussfähig sind unsere Diskurse? Wie neugierig (und das idealerweise nicht nur aus wissenschaftsstrategischen Gründen) sind wir auf das, was außerhalb der Theologie geforscht wird? Und wie offensiv bringen wir uns in die entsprechenden Diskurse ein?

In etwas anderer Form, aber doch in entsprechender Weise stellen sich solche Fragen auch hinsichtlich der Zusammenarbeit der theologischen Teildisziplinen, die der Wissenschaftsrat eingefordert hat. Wie interessant eine solche Zusammenarbeit sein kann, aber auch wie unselbstverständlich und entsprechend mit Sorgfalt zu betreiben sie ist, wurde mir in einer Forschungsgruppe systematischer Theologen deutlich, in die ein Alttestamentler als Gastreferenten eingeladen war. Dass hier die jeweiligen Forschungsfragen und -ergebnisse wirklich zueinander kommen, ist nicht von vornherein ausgemacht. Aber die wechselseitige Verständigungsarbeit kann eine Anstrengung sein, die der Mühe lohnt.¹⁵

Die Zusammenarbeit zwischen den Teildisziplinen der Theologie und die interdisziplinäre Forschung der „religionsbezogenen Wissenschaften“ miteinander und auch zu religionsbezogenen Themen über sie hinaus kann differenzierte und detaillierte Einzelforschung nicht ersetzen und wird wohl nie das Kerngeschäft theologischen Arbeitens bilden. Aber vielleicht lohnt es sich doch, die „Arbeit an der Identität des Christlichen“ (Jürgen Werbick) weniger als eine Arbeit an

einer Sach-Identität zu verstehen, die sich über klare Außengrenzen und eine durch die Zeit stabile binnenstrukturelle Sichselbstgleichheit definiert. Vielleicht wäre diese Identität eher in der Annäherung an ein Modell personaler Identität zu begreifen, wie Paul Ricœur es entworfen hat: als eine Identität, für die „das Andere nicht nur das Gegenstück des Selben bildet, sondern zu seiner innersten Sinnkonstitution dazugehört“.¹⁶ Die Begegnung mit dem Anderen und das Berührtsein durch es steuern dann nicht auf eine Auflösung der Selbstidentität durch Aufhebung der Grenzen zu, sondern auf eine Gestalt von Identität, die sich immer schon von Andersheit affiziert weiß und sich „nur“ – und gerade – „durch diese Affektionen hindurch erkennt“.¹⁷

Anmerkungen

- 1 Vgl. Bernd-Jochen Hilberath, „Elite – Exzellenz – und die Theologie?“, in: Theologische Quartalschrift 187 (2007) 330–331.
- 2 Ebd.
- 3 Wissenschaftsrat, Empfehlungen zur Weiterentwicklung von Theologien und religionsbezogenen Wissenschaften an deutschen Hochschulen, Berlin, 29. Januar 2010, 4f.; zitiert nach dem auf der Seite des Wissenschaftsrates veröffentlichten PDF-Dokument: www.wissenschaftsrat.de. Seitenzahlen im Weiteren in Klammern im Text.
- 4 Man vgl. dagegen nur den ausgesprochen besorgten Tonfall bei: Robert Schätzle, „Die Krise der Theologie“, in: Patrick Becker und Thomas Gerold (Hg.), Die Theologie an der Universität. Eine Standortbestimmung (Theologie und Praxis, Abteilung B, Band 20), Münster 2005, 11–15.
- 5 Zur Sprachregelung des Wissenschaftsrats im Blick auf die wissenschaftliche Befassung mit Judentum und Islam vgl. 54–56. Die knappe Passage lässt bereits erkennen, wie sehr die Problematik der Sprachregelung Sachfragen spiegelt.
- 6 Vgl. Klaus von Stosch, „Komparative Theologie als Herausforderung für die Theologie des 21. Jahrhunderts“, in: Zeitschrift für Katholische Theologie 130 (2008) 401–422.
- 7 Vgl. Wolfhart Pannenberg, Wissenschaftstheorie und Theologie, Frankfurt 1973, 9.
- 8 Ebd.
- 9 Die Unterscheidung von „Bekenntnisbindung“ und „Bekenntnisneutralität“ dürfte nur dann unproblematisch sein, wenn man damit keine Wertung im Sinn einer wissenschaftlich bedenklichen „Teilnehmerperspektive“ einerseits, und einer unparteiischen „Beobachterperspektive“ andererseits verbindet – was der Wissenschaftsrat selbst auch nicht tut. Die Bezeichnungen werden im Weiteren in Anführungszeichen als grob etikettierende Übernahmen aus dem Gutachten verwendet und gleichsinnig mit der Unterscheidung von „Innen-“ und „Außenperspektive“ gebraucht, ohne damit weiterführende Aussagen treffen zu wollen, wie sich die Differenz der beiden Zugangsweisen zum Phänomen Religion am besten beschreiben ließe.

- 10 Zu dieser Debatte vor allem zwischen Religionswissenschaft und christlichen Theologien vgl.: Jürgen Werbick, *Vergewisserungen im interreligiösen Feld* (Religion – Geschichte – Gesellschaft, Band 49), Münster 2011, 120–125, und die dort angegebene Literatur.
- 11 Wolfgang Gandtke, „Mit fremden Augen. Außenansichten des Christentums in religionswissenschaftlicher Perspektive“, in: Gregor Maria Hoff und Hans Waldenfels (Hg.), *Die ethnologische Konstruktion des Christentums. Fremdperspektiven auf eine bekannte Religion* (ReligionsKulturen, Band 5), Stuttgart 2008, 44–63, hier: 45.
- 12 Ebd.
- 13 So kann – ein Beispiel unter vielen – der Sozialwissenschaftler Alain Caillé Überlegungen zum Opfer anstellen, in die er das Christentum ausdrücklich einschließt und in denen er die Bibel zitiert, ohne aber auch nur im Ansatz exegetische oder theologisch-systematische Literatur zur Kenntnis zu nehmen. Vgl. Alain Caillé, *Anthropologie der Gabe* (Theorie und Gesellschaft, Band 65), Frankfurt 2008, 125–164.
- 14 Vgl. Felix Grigat, „Die funktionalisierte Religion. Über die Empfehlungen des Wissenschaftsrates zu Theologien an Universitäten“, in: *Forschung und Lehre* 17 (2010) 160–162.
- 15 Vgl. dazu auch die Überlegungen von Jürgen Werbick in diesem Band.
- 16 Paul Ricoeur, *Das Selbst als ein Anderer* (Übergänge, Band 26), München 1996, 395.
- 17 Ebd. (Hervorhebungen im Original). Mehr als dieser Grundimpuls dürfte sich freilich von Ricoeurs Überlegungen an dieser Stelle nicht aufgreifen lassen, insofern sie ausdrücklich auf personale Identität zugeschnitten sind.